

stellung der chassidischen Tradition bieten; sie veranschaulichen aber vorzüglich die eigenartige Kombination von Religiosität und Klugheit, mit einer erheblichen Beilage von Humor, der geistigen Wegweiser eines Grossteiles des Ostjudentums in einer ein Jahrhundert, von 1730 bis 1830, währenden schöpferischen Periode – unberührt von der gleichzeitig wirksamen Aufklärung und Emanzipation. Die Zuwendung moderner, ihrer Tradition entfremdeter und vom Rationalismus enttäuschter Juden zu sektenartigen chassidischen Gemeinschaften, wie insbesondere den recht publizitätsgewitzten Lubawitschern, ist auf deren enthusiastische Stimmungswärme und auch den Reiz ihrer jiddischen Melodien zurückzuführen. Selbst wohlwollenden Beobachtern konnte es nicht entgehen, dass manche Rebbe die Gut- und Leichtgläubigkeit loyaler Anhänger für höchst profane Zwecke ausnützten und Frömmigkeit in Fanatismus umfunktionierten. Elie Wiesel ist ein Interpret echter und unverfälschter chassidischer Religiosität, die auch in einem Nachwort von Professor Jakob J. Petuchowski angemessen gewürdigt wird. Ausserdem stammt von Dr. Salcia Landmann ein Vorwort, dessen Inhalt sich teilweise mit Professor Petuchowskis Darlegungen deckt. Elie Wiesels Geschichten hätten kaum dieser Zusätze bedurft. Nützlich und begrüssenswert ist ein knappes Glossar von Wörtern, welche sogar Anfängern mit Vorkenntnissen nicht ganz verständlich sein dürften. Die in ihm enthaltene Erklärung des Talmud als »Etwa: Jüdische Scholastik« klingt zwar prägnant, nützt aber wenig. Höchst verdienstlich und aufschlussreich ist hingegen eine »Synchronologie«, die dartut, was sich in der »jüdischen Welt«, der sogenannten »Grossen Welt«, und im Kulturbereich zu Lebzeiten der vier von Wiesel beschriebenen chassidischen Meister ereignete. So erhielt nahezu zur gleichen Zeit, als Naphtali von Ropshitz (1760–1827) geboren wurde, Moses Mendelssohn den ersten Preis der Preussischen Akademie der Wissenschaften, begann die Industrielle Revolution in England und schrieb Rousseau den »Contrat social«. Im Todesjahr des Rebbe erschien Heines »Buch der Lieder«.

Frau Dr. Salzmann bemerkt richtig, dass Martin Bubers Deutung des Chassidismus von dieser Bewegung »ein allzu geglättetes, idyllisches Bild präsentiert«. Buber begann im Alter von 26 Jahren mit dem Studium des Chassidismus, von dessen ästhetischen Qualitäten er zuerst beeindruckt war, bevor er – noch vor dem Ersten Weltkrieg – sein vornehmlichster Deuter und Popularisator, insbesondere im deutschen Sprachbereich, wurde. Wenn auch durch die seither unternommenen wissenschaftlichen Forschungen überholt und widerlegt, bleiben Bubers chassidische Schriften anregende Pionierleistungen, die jedenfalls über Bubers Selbstverständnis Belangreiches aussagen. Wer sich mit dem Chassidismus ernstlich befassen will, muss den Zugang zu den sehr schwierigen und dunklen Quellen suchen. Elie Wiesel ist ein leicht verständlicher und verständnisvoller Begleiter auf dem Weg zu den ersten Vorstationen eines solchen Unterfangens.

Fritz L. Brassloff, Zürich

MYRIAM YARDENI: Les Juifs dans l'histoire de France, Premier Colloque International de Haïfa. Leiden 1980. E. J. Brill. 233 Seiten.

Über die oben erwähnte Thematik fand vom 17. bis 19. März 1975 in der Universität Haifa ein Colloquium statt. Dabei wurden insgesamt 16 Vorträge von Gelehrten aus Frankreich und Israel gehalten. Einige der Studien sind recht speziell; wir erwähnen hier solche, von denen wir meinen, sie würden auf grösseres Interesse stossen: Die Beziehung zwischen Kabbala und Katharismus im Süden Frankreichs (Shulamith Shahar). Die Exkommunizierung,

die jüdische Gemeinde und die weltlichen Autoritäten im Mittelalter (J. Schatzmiller). Sepharden und Aschkenasim in Frankreich: Die Errungenschaft der Emanzipation (1789–1791) (G. Nahor). Humanismus, Sozialismus und Zionismus, Moses Hess und die Rückkehr zum Judentum (M. Graetz). Beobachtungen über die historische Demographie der algerischen Juden (A. Nouschi). Eine Reihe von Aufsätzen haben die Rechtsgeschichte der Juden in Frankreich zum Inhalt, andere behandeln Fragen der Sozialgeschichte. In jedem Fall handelt es sich hier um seriöse Studien, Mosaiksteine für die Geschichte der Juden in Frankreich.

E. L. Ehrlich

»CHRISTI LIEBE IST STÄRKER«. 86. Deutscher Katholikentag vom 4. 6. bis 8. 6. 1980 in Berlin. Hrsg. vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Paderborn 1980. Verlag Bonifatius-Druckerei. 645 Seiten.

S. o. S. 22, 68 ff.

LESZEK KOLAKOWSKI (Hrsg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Teilband 26. Freiburg/Basel/Wien 1980. Herder Verlag. 175 Seiten.

L. Kolakowski stellt sich in seinem einleitenden Beitrag »Toleranz und Absolutheitsansprüche« (5–38) der Frage: »Inwieweit kann Toleranz verkündet und praktisch gelebt werden, ohne dass christlicher Glaube sich selbst aufhebt?« (9). Dazu sieht er einige »Prämissen« als unerlässlich an, »die entweder mit der christlichen Überlieferung vereinbar oder positiv zu ihr gehören« (25 f., vgl. 26 ff.). »Ein Ökumenismus dagegen, der den Verlust einer Glaubensidentität einschliesst, ist weder notwendige Bedingung der Toleranz, noch ist er aus anderen Gründen zu empfehlen« (34). – B. Welte kommt innerhalb seiner Ausführungen über »Christentum und Religionen der Welt« (39–126) auch auf das Verhältnis von Christentum und Judentum zu sprechen (102–108). Der eine Abschnitt (bis 105) geht auf die Schwierigkeiten ein, die Juden »mit der Christologie und der Trinitätslehre« haben. »Dies sollte uns Christen veranlassen, auf diese Gedankenkomplexe noch einmal genau und kritisch einzugehen und zu fragen, was in ihnen eigentlich ursprünglich christlich ist und wie daraus unter dem Einfluss der späthellenistischen Kulturform jene dann massgebliche Fassung des Dogmas von der hypostatischen Union und von der Trinität entstanden ist.« Neue Versuche »können Schritte sein auf einem Weg, die Christologie aus einer weder von Nikaia noch von Chalkedon gewünschten Erstarrung zu befreien. Und sie können auch Schritte sein auf einem Weg, die Gotteserfahrung in Jesus auch für jüdische (und islamische) Partner ein Stück verständlicher zu machen.« Entsprechend hat die klassische Trinitätslehre »eine biblische Wurzel, nämlich in der trinitarischen Form des Taufbefehls bei Matthäus, aber auch dies steht in bemerkenswerten Spannungen mit vielen anderen Stellen des Neuen Testaments. Also müssen wir auch in dieser Hinsicht neu fragen.« Im anderen Abschnitt geht Welte von J. Oesterreichers »Hauptthese« aus. »Also ist das Verhältnis der Christen zu den Juden kein reines Aussenverhältnis, vielmehr ein Verhältnis zum eigenen Ursprung, der mit dem Weg der Kirche immer mitgeht und den nicht nur das alte, sondern auch das gegenwärtige Judentum immer noch vertritt.« An verschiedenen Beispielen werden dann Chancen und Grenzen jüdisch-christlicher Begegnungen abgewogen, ohne gegenseitige Proselytenmacherei und doch in der Hoffnung, »dass Gott das noch Getrennte vollends zusammenführen kann, nachdem er, wie wir Christen glauben, in dem Juden Jesus angefangen hat, die Scheidewand hinwegzunehmen, die beide trennt.« – Im Abschnitt